

DROEMER 

KIRK WALLACE JOHNSON

Der Federndieb

Ein passionierter Fliegenfischer
kommt dem größten Museumsraub
der Naturgeschichte auf die Spur

Aus dem Englischen von
Jochen Schwarzer

DROEMER 

Die englischsprachige Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
»The Feather Thief: Beauty, Obsession,
and the Natural History Heist of the Century«
bei Viking, New York, und Hutchinson, London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



© 2018 by MJ + KJ, Inc.
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Covergestaltung: Sabine Kwauka
Coverabbildung: © Shutterstock / DenisKrivoy /
Groundback Atelier / phipatbig
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-27684-6

*Für Marie-Josée:
C'était tout noir et blanc
avant que tu aies volé et atterri
dans mon arbre*

Der Mensch begnügt sich selten damit,
die Schönheit bloß zu betrachten.
Er muss sie besitzen.

Grand Chief Sir Michael Somare,
Premierminister von Papua-Neuguinea, 1979

Inhalt

| | |
|--------------|----|
| Prolog | 11 |
|--------------|----|

I.

Tote Vögel und reiche Männer

23

| | |
|--|----|
| 1 Leben und Leiden des Alfred Russel Wallace | 25 |
| 2 Lord Rothschilds Museum | 57 |
| 3 Das Federnfieber | 63 |
| 4 Geburt einer Bewegung | 70 |
| 5 Die viktorianische Bruderschaft der Fliegenbinder | 78 |
| 6 Die Zukunft des Fliegenbindens | 90 |

II.

Der Einbruch in Tring

113

| | |
|---|-----|
| 7 Federlos in London | 115 |
| 8 Plan für Museumseinbruch.doc | 126 |
| 9 Der Fall des zerbrochenen Fensters..... | 136 |
| 10 »Ein sehr ungewöhnliches Verbrechen« | 144 |
| 11 Heiße Vögel und eine kalte Spur | 153 |
| 12 Fluteplayer 1988 | 162 |
| 13 Hinter Gittern | 168 |
| 14 In der Hölle schmoren | 172 |
| 15 Die Diagnose | 179 |
| 16 Die Asperger-Verteidigung | 184 |
| 17 Die fehlenden Bälge | 193 |

III.
Wahrheit und Pflicht
199

| | | |
|----|--|-----|
| 18 | Das 21. internationale Fly-Tying Symposium | 201 |
| 19 | Das verlorene Gedächtnis der Weltmeere | 211 |
| 20 | Spurenverfolgung per Zeitmaschine | 229 |
| 21 | Doktor Prums USB-Stick | 241 |
| 22 | »Ich bin kein Dieb« | 255 |
| 23 | Drei Tage in Norwegen | 272 |
| 24 | Michelangelo verschwindet | 296 |
| 25 | Der Kreislauf der Federn | 308 |
| | Dank | 321 |
| | Einige Bemerkungen zu den Quellen | 328 |
| | Anmerkungen | 331 |
| | Bibliografie | 355 |
| | Bildnachweis | 362 |

Prolog

Als Edwin Rist an der Bahnstation außerhalb von Tring, sechzig Kilometer nördlich von London, aus dem Zug stieg, war es schon recht spät. Die Bewohner des verschlafenen Städtchens hatten ihr Abendessen beendet, die Kinder lagen im Bett. Während er den langen Fußmarsch in die Stadt antrat, glitt der Zug der Bahngesellschaft London Midland in die Dunkelheit davon.

Einige Stunden zuvor war Edwin bei »London Soundscapes« in der Royal Academy of Music aufgetreten, einem Konzert zu Ehren von Haydn, Händel und Mendelssohn. Vor dem Auftritt hatte er ein Paar Latexhandschuhe, eine kleine LED-Taschenlampe, eine Drahtschere und einen Diamant-Glasschneider in einen großen Rollkoffer gepackt und diesen in seinem Spind im Konzertgebäude verstaut. Edwin hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit dem jungen, schlaksigen Pete Townshend: durchdringende Augen, eine markante Nase und diesen Wuschelkopf, bloß dass er, statt eine Fender zu zertrümmern, Flöte spielte.

Es war Neumond an diesem Abend, was den ohnehin düsteren Straßenabschnitt noch dunkler machte. Fast eine Stunde lang zog er seinen Koffer durch den Schlamm und Kies am Straßenrand, unter knorrigen, alten Bäumen, die mit Efeu überwuchert waren. Nördlich schlummerte Turlhanger's Wood, südlich Chestnut Wood, dazwischen brachliegende Felder und hier und da ein kleines Wäldchen.

Ein Auto donnerte vorbei, die Scheinwerfer blendeten ihn. Ein Adrenalinschub, und er wusste, es war nicht mehr weit.

Der Ortseingang der Marktstadt Tring wird von einem Pub aus dem 16. Jahrhundert namens The Robin Wood bewacht.

Einige Straßen weiter, zwischen der alten Tring-Brauerei und einer HSBC-Filiale, zweigt der öffentliche Fußweg Nr. 37 ab, eine von den Einheimischen Bank Alley genannte Gasse, die von über zwei Meter hohen Ziegelmauern gesäumt ist.

Edwin schlüpfte hinein und verschwand damit in völliger Dunkelheit. Dann tastete er sich voran, bis er direkt hinter dem Gebäude stand, das er monatelang ausgekundschaftet hatte.

Das Einzige, was ihn nun noch davon trennte, war die Mauer. Die drei rostigen Stacheldrahtstränge obendrauf hätten seine Pläne vereiteln können, hätte er keine Drahtschere dabei gehabt. Nachdem er eine kleine Bresche in den Stacheldraht geschnitten hatte, hievte er den Koffer auf die Mauerkrone, stieg selbst hinterher und schaute sich ängstlich um. Vom Wachschutz war nichts zu sehen. Zwischen der Stelle, an der Edwin auf der Mauer saß, und dem nächsten Fenster des Gebäudes klaffte eine Lücke von über einem Meter, die eine kleine Schlucht bildete. Wenn er hineinfiel, würde er sich womöglich verletzen – oder, schlimmer noch, Krach machen und damit den Wachschutz herbeilocken. Doch ihm war klar gewesen, dass diese Etappe kein Spaziergang werden würde.

Auf der Mauer hockend, langte er mit dem Glasschneider zu dem Fenster hinüber und setzte ihn an der Scheibe an. In das Glas zu schneiden, erwies sich jedoch als schwieriger als gedacht, und während er sich damit abmühte, rutschte ihm das Werkzeug aus der Hand und fiel in die Kluft zwischen Mauer und Gebäude. Sein Verstand raste. War das ein Zeichen? Er überlegte schon, das ganze verrückte Vorhaben abzubrechen, doch dann sagte die innere Stimme, die ihn auch in den vergangenen Monaten angetrieben hatte: *Moment mal! Du kannst jetzt nicht aufgeben! Du bist schon fast am Ziel!*¹

Er stieg hinunter in die Gasse und hob einen Stein auf. Wieder oben auf der Mauer sitzend, hielt er noch einmal

Ausschau nach den Wachen. Dann schlug er mit dem Stein das Fenster ein, wuchtete seinen Koffer durch die vor Glassplittern starrende Öffnung und kletterte ins British Natural History Museum, das britische Naturkundemuseum.

Nicht ahnend, dass er soeben im Büro des Wachschatzes einen Alarm ausgelöst hatte, nahm Edwin seine Taschenlampe und folgte ihrem schwachen Lichtschein die Flure entlang zum Magazinbereich des Museums, genauso, wie er es oft in Gedanken durchgespielt hatte.

Leise schob er seinen Rollkoffer durch die Korridore und näherte sich so den schönsten Dingen, die er je gesehen hatte. Wenn ihm das hier gelang, würden sie ihm Ruhm, Reichtum und Prestige einbringen. Es wäre die Lösung all seiner Probleme. Er hatte sich das verdient.

Dann betrat er das Magazin, in dem Hunderte große weiße Stahlschränke Wächtern gleich aufgereiht standen, und machte sich ans Werk. Er öffnete die erste Schublade. Mottenkugelaroma stieg ihm daraus entgegen. Unter seinen Fingerspitzen erbebt ein Dutzend Rotkehlkotingas, die von Naturforschern und Biologen über Jahrhunderte hinweg aus den Wäldern und Dschungeln Südamerikas zusammengetragen und von Generationen von Kuratoren für zukünftige Forschungen sorgfältig konserviert worden waren. Ihre kupferorangefarbenen Federn schimmerten trotz des schwachen Lichts. Die einzelnen Vögel, die von der Schnabel- bis zur Schwanzspitze etwa 45 Zentimeter maßen, lagen wie aufgebahrt auf dem Rücken, die Augenhöhlen mit Watte gefüllt, die Füße eng am Körper. An den zusammengebundenen Beinen hingen Etiketten, auf denen in verblichener Handschrift das Sammeldatum, die geografischen Koordinaten des Sammelorts und weitere wichtige Einzelheiten vermerkt waren.

Edwin öffnete den Koffer und begann, ihn mit Vögeln zu füllen, indem er eine Schublade nach der anderen leerte. Die Unterart *occidentalis*, die er nun händeweise herausnahm,

war hundert Jahre zuvor in der westkolumbianischen Andenregion Quindío zusammengetragen worden. Er wusste nicht genau, wie viele Vögel in seinen Koffer passen würden, schaffte es aber problemlos, 47 der 48 männlichen Exemplare des Museums hineinzustopfen. Dann schob er den Koffer zum nächsten Schrank weiter.

Der Wachmann unten im Büro starrte derweil wie gebannt auf einen kleinen Fernsehbildschirm. In ein Fußballspiel vertieft, hatte er noch gar nicht bemerkt, dass ein Stückchen weiter an einer Tafel ein Alarmlämpchen blinkte.²

Edwin öffnete den nächsten Schrank, und zum Vorschein kamen Dutzende Bälge des Quetzal, die in den 1880er-Jahren in den Nebelwäldern der Provinz Chiriquí in Westpanama gesammelt worden waren – eine Vogelart, die heute aufgrund weitreichender Entwaldung als bedroht gilt und unter dem Schutz internationaler Abkommen steht. Diese Vögel waren aufgrund ihrer Länge von über einem Meter schwierig in seinem Koffer zu verstauen, aber indem er ihre langen Schwanzfedern vorsichtig zusammenrollte, bekam er 39 Exemplare hinein.

Ein Stück den Korridor hinab öffnete er die Türen eines weiteren Schanks, der einige Arten süd- und mittelamerikanischer Schmuckvögel enthielt. Er schnappte sich 14 einhundert Jahre alte Bälge des Azurkotingas, eines in Mittelamerika endemischen kleinen türkisfarbenen Vogels mit purpurner Brust, und erleichterte das Museum dann noch um 37 Exemplare des Purpurlatzkotingas, 21 Bälge des Türkisblauen Kotingas und 10 Bälge des vom Aussterben bedrohten Südlichen Prachtkotingas, von dem es in freier Wildbahn Schätzungen zufolge heute nicht mehr als 250 erwachsene Exemplare gibt.³

Die Galapagos-Finken und Spottdrosseln, die Charles Darwin 1835 während seiner Reise auf der HMS *Beagle* gesammelt hatte – und die bei der Entwicklung seiner Theorie

der Evolution durch natürliche Selektion eine maßgebliche Rolle spielten –, ruhten in Schubladen ganz in der Nähe. Zu den wertvollsten Beständen des Museums zählten Skelette und Bälge ausgestorbener Vögel, darunter des Dodos, des Riesenalks und der Wandertaube.

Insgesamt beherbergte das Museum eine der umfangreichsten ornithologischen Sammlungen der Welt: 750 000 Bälge, 15 000 Skelette, 17 000 Alkoholpräparate, 4000 Nester und 400 000 Gelege, die im Laufe von Jahrhunderten aus den entlegensten Wäldern, Gebirgen, Dschungeln und Sümpfen der Erde zusammengetragen worden waren.

Doch wegen einiger schmuckloser graubrauner Finken war Edwin nicht in das Museum eingebrochen. Er hätte nicht zu sagen gewusst, wie lange er sich bereits in dem Magazin aufhielt, als er schließlich mit seinem Rollkoffer vor einem großen Schrank stehen blieb. Ein kleines Schild wies auf den Inhalt hin: PARADISAEIDAE. 37 Königs-Paradiesvögel, binnen Sekunden entwendet. 24 Prachtparadiesvögel. 12 Kragenparadiesvögel. 4 Blauparadiesvögel. 17 Goldlaubenvögel. All diese makellosen Exemplare, die 150 Jahre zuvor unter widrigsten Umständen in den Urwäldern Neuguineas und des Malaiischen Archipels gesammelt worden waren, verschwanden in Edwins Koffer, und ihre Etiketten trugen den Namen eines autodidaktischen Naturforschers, der mit einigen bahnbrechenden Erkenntnissen Darwin den Schreck seines Lebens einjagte: A. R. WALLACE.

Der Wachmann blickte zu den Bildern der Überwachungskameras hinüber, die auf den Parkplatz und das Museumsgelände gerichtet waren. Dann brach er zu einem Rundgang auf. Er schritt die Korridore ab, überprüfte die Türen und hielt Ausschau nach irgendetwas Ungewöhnlichem.

Edwin hatte unterdessen längst den Überblick darüber verloren, wie viele Vögel schon durch seine Hände gegangen

waren. Ursprünglich hatte er von jeder Spezies nur die besten Exemplare mitnehmen wollen, doch im Rausch des Beutemachens hatte er hemmungslos zugegriffen und seinen Koffer vollgestopft, bis nichts mehr hineinpasste.

Der Wachmann ging hinaus und begann einen Kontrollgang über das Gelände. Dabei sah er auch zu den Fenstern des Gebäudeteils hinauf, der an die Ziegelmauer der Bank Alley grenzte, und leuchtete mit seiner Taschenlampe dort hin.

Edwin stand vor dem zerbrochenen Fenster, in dessen Rahmen noch Glassplitter steckten. Bislang war alles nach Plan verlaufen – vom Verlust des Glasschneiders einmal abgesehen. Jetzt musste er nur noch aus dem Fenster steigen, ohne sich dabei zu schneiden, und in der dunklen Gasse verschwinden.

* * *

Als ich den Namen Edwin Rist das erste Mal hörte, stand ich gerade bis zur Taille im Red River, einem Bergbach, der nördlich von Taos, New Mexico, die Sangre de Cristo Mountains durchschneidet. Meine Fliegenschnur schwebte mitten im Wurf hinter mir in der Luft, bereit, nach vorn zu schnellen, hin zu der goldbäuchigen Forelle, von der mein Fliegenfisch-Guide Spencer Seim mir versichert hatte, sie verberge sich hinter einem Pkw-großen Felsblock in der Bachmitte. Spencer konnte Fische überall erspüren – hinter Baumstämmen, durch die Gischt reißender Strömungen, am Grund dunkler Kolke und in Strudeln und Wirbeln. Er war sicher, dass dort ein gut fünfunddreißig Zentimeter langes Exemplar drei Handbreit unter der Wasseroberfläche stand und auf die richtige Fliege lauerte – die ich dem Fisch jetzt nur noch krendenzen musste.

»Er ist in ein Museum eingebrochen, um *was* zu klauen?«

Von dem abgelenkt, was ich gerade gehört hatte, vermas-

selte ich den Wurf, ließ die Schnur auf dem Wasser aufklatschen und verscheuchte damit wahrscheinlich sämtliche Forellen in der Nähe. »Tote Vögel?« Wir hatten bis dahin nur mit gedämpfter Stimme gesprochen, um die Fische nicht zu erschrecken, und hatten uns so geschickt wie nur möglich an die tiefen Stellen des Gewässers herangepircht, immer darauf achtend, wohin die Sonne unsere Schatten warf, doch in diesem Moment war ich schlicht und einfach fassungslos. Ich hatte soeben eine der befremdlichsten Geschichten gehört, die mir je zu Ohren gekommen war, und dabei hatte Spencer gerade erst begonnen, sie zu erzählen.

Normalerweise konnte mich auf dem Fluss nichts aus meiner Konzentration herausreißen. Wenn ich gerade nicht fischte, zählte ich die Wochen und Tage, bis ich wieder eine Wathose anziehen und ins Wasser stiefeln konnte. Ich ließ mein Mobiltelefon im Kofferraum meines Wagens zurück, wo es klingeln durfte, bis der Akku den Geist aufgab, steckte als Proviant eine Handvoll Mandeln ein und trank, wenn ich Durst bekam, aus dem Strom. An guten Tagen arbeitete ich mich acht Stunden am Stück einen Fluss- oder Bachabschnitt hinauf, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Das waren die einzigen kleinen Ruhepausen in dem Stress-Orkan, in den sich mein Leben verwandelt hatte.

Sieben Jahre zuvor – ich koordinierte damals im Auftrag von USAID, der Entwicklungshilfeorganisation des amerikanischen Außenministeriums, den Wiederaufbau der irakischen Stadt Falludscha – war ich während eines Urlaubs in einem Dämmerzustand, der auf eine Posttraumatische Belastungsstörung zurückzuführen war, schlafwandelnd aus einem Fenster gestürzt und wäre dabei um ein Haar ums Leben gekommen. Ich erlitt einen Schädelbruch, brach mir auch die Handgelenke, den Kiefer und die Nase, und mein Gesicht musste mit Dutzenden Stichen genäht werden – von der daraus resultierenden Angst vor dem Schlaf und den Streichen,

die mein Gehirn mir im Laufe der Nacht gerne spielte, ganz zu schweigen.

Während meiner langwierigen Genesung bekam ich mit, dass viele meiner irakischen Kollegen – Dolmetscher, Übersetzer, Bauingenieure, Lehrer und Ärzte – von ihren eigenen Landsleuten verfolgt und getötet wurden, weil sie mit den Vereinigten Staaten »kollaboriert« hatten. In einem Artikel in der *Los Angeles Times* setzte ich mich für sie ein, in der naiven Annahme, dass daraufhin irgendjemand, der über die entsprechende Macht verfügte, die Sache schnell regeln würde, indem er ihnen Visa für die USA verschaffte. Dass bald darauf Tausende E-Mails von Irakern bei mir eingehen würden, die mich eindringlich um Hilfe baten, hatte ich nicht erwartet. Ich war zu diesem Zeitpunkt arbeitslos und schlief auf einem Futon im Keller meiner Tante. Von Flüchtlingshilfe hatte ich nicht die leiseste Ahnung, machte mich aber daran, eine Liste mit den Namen derer zu erstellen, die mir geschrieben hatten.

Einige Monate später gründete ich eine gemeinnützige Organisation, das »List Project«. In den darauffolgenden Jahren rang ich mit dem Weißen Haus, beschwatzte Senatoren, scharte Freiwillige um mich und sammelte Spenden, um meine Mitarbeiter bezahlen zu können. Zwar gelang es uns im Laufe der Jahre, Tausende Flüchtlinge in die USA zu holen, aber es war klar, dass wir niemals in der Lage sein würden, allen zu helfen. Auf jeden Erfolg kamen fünfzig Fälle, die in den Mühlen der amerikanischen Bürokratie festgingen, die diese Dolmetscher, sobald sie aus dem Irak flohen, wie potenzielle Terroristen behandelte. Als im Herbst 2011 der amerikanische Truppenabzug näher rückte, fühlte ich mich wie in einem von mir selbst gebauten Käfig gefangen. Immer noch waren Zehntausende Iraker und Afghanen vor ihren Verfolgern auf der Flucht. Es würde noch ein Jahrzehnt dauern, vielleicht sogar mehrere, sie alle in Sicherheit zu bringen, und

ich konnte von Glück sagen, wenn ich ein einziges Jahr im Voraus finanziert bekam. Zudem würde das alles, sobald der Krieg in den Augen der amerikanischen Öffentlichkeit »vorbei« war, sogar noch schwieriger werden.

Jedes Mal, wenn ich kurz davor war aufzugeben, erreichte mich ein weiterer verzweifelter Appell eines ehemaligen irakischen Kollegen, und dann schämte ich mich meiner Schwäche. Dennoch war nicht mehr zu leugnen, dass ich vollkommen erschöpft war. Seit dem Unfall konnte ich nicht mehr einschlafen, ohne mich abzulenken, und ließ dazu die langweiligsten Serien, die ich auf Netflix nur finden konnte, in Dauerschleife laufen. Und jeden Morgen beim Aufwachen empfing mich eine neue Flut von Bittschriften von Flüchtlingen.

Das Fliegenfischen war unerwarteterweise etwas sehr Befreiendes für mich geworden. Auf dem Fluss musste ich keine Journalisten anrufen und keine Spender anflehen, sondern befasste mich ausschließlich mit Strömungen und Insekten und der Aufgabe, Forellen an den Haken zu locken. Die Zeit schien ganz anders zu vergehen: Fünf Stunden dort draußen kamen mir wie dreißig Minuten vor. Wenn ich nach so einem Tag, den ich in meiner Wathose verbracht hatte, die Augen schloss, sah ich schemenhafte Umrise von Fischen, die stromaufwärts träge vor sich hinfächelten, und versank darüber in tiefen Schlaf.

Einem solchen Akt des Eskapismus war es geschuldet, dass ich mich in jenem Bergbach in New Mexico wiederfand. Ich war in meinem klapprigen Sebring-Cabrio von Boston aus nach Taos gefahren, um in einer Künstlerkolonie an einem Buch über meine Erlebnisse im Irak zu arbeiten. Gleich am ersten Tag stellte sich eine Schreibblockade ein. Ich hatte keinen Verlagsvertrag, hatte nie zuvor ein Buch geschrieben, und mein an Narkolepsie laborierender Agent ignorierte meine zusehends flehentlichen Bitten, mir mit ein paar Rat-

schlagen unter die Arme zu greifen. Währenddessen wuchs die Liste der Flüchtlinge unaufhörlich weiter. Ich war gerade 31 Jahre alt geworden und wusste nicht, was ich in Taos eigentlich verloren hatte, geschweige denn, was ich als Nächstes tun sollte. Als der Stress unerträglich wurde, suchte ich mir jemanden, der mir die örtlichen Flüsse und Bäche zeigen konnte.

Spencer traf ich im Morgengrauen an einer Tankstelle am State Highway 522. Er lehnte an seinem hellbraunen Toyota 4Runner, auf dessen Heck, unter der Schlammschicht gerade noch sichtbar, ein BIG LEBOWSKI-Aufkleber prangte: »Nicht auf den Teppich, Mann!«

Spencer war Ende dreißig und hatte buschige Koteletten und kurzes Haar. Sein Lachen wirkte ansteckend, und wie alle wirklich guten Guides war er ein sehr umgänglicher Mensch. Wir kamen auf Anhieb bestens miteinander klar. Als wir dann auf dem Fluss waren, verbesserte er meine Wurftechnik und erzählte mir alles Mögliche über die Lebenszyklen diverser in der Gegend vorkommender Insekten. Es gab keinen Strauch, kein Mineral, keinen Vogel und kein Krabbeltier, die der ehemalige Eagle Scout nicht identifizieren konnte, und er schien jede einzelne Forelle persönlich zu kennen. *Diese Dampfbacke habe ich letzten Monat mit der gleichen Fliege hier rausgeholt. Nicht zu fassen, dass sie schon wieder darauf reingefallen ist!*

Als mir eine Fliege an einem Wacholder am Ufer hängen blieb, verzog ich gequält das Gesicht. Ich hatte inzwischen ein kleines Vermögen für Forellenfliegen ausgegeben – Elchhaare, Kaninchenfellfetzen und Hahnenfedern, die um einen winzigen Haken gebunden waren, um eine breite Palette von Wasserinsekten nachzuahmen und die Fische damit zum Beißen zu animieren.

Spencer lachte nur. »Scheibenkleister! Aber schau mal, die habe ich alle selbst gebunden!«, sagte er und öffnete seine

Fliegenbox, die Hunderte winzige Floater, Spinner, Streamer, Nymphen, Emerger, Stimulators, Parachutes und Terrestrials enthielt. Er hatte auch lokale Spezialitäten dabei, wie den San-Juan-Wurm und das von *Breaking Bad* inspirierte Crystal-Meth-Ei. Je nachdem, welche Insekten in dem jeweiligen Gewässer gerade schlüpften, variierte er auf subtile Weise die Garnfarbe oder Hakengröße. Und im Mai trug er andere Fliegen bei sich als im August.

Als er meine Neugier bemerkte, öffnete er eine zweite Box und zog eines der sonderbarsten und zugleich schönsten Dinge daraus hervor, die ich je gesehen hatte: eine Jock-Scott-Lachsfliege, die, wie er mir erklärte, nach einem 150 Jahre alten Rezept gebunden war. Sie enthielt Federn von einem Dutzend verschiedener Vögel, die, als er die Fliege hin und her drehte, karminrot und kanariengelb, türkis und sonnenuntergangsorange schillerten. Der lange Hakenschenkel war mit einer unfassbar feinen Goldfadenwindung versehen und lief in eine Schlaufe aus Silkwormgut aus.

»Was ist *das* denn?!«

»Das ist eine viktorianische Lachsfliege. Dafür braucht man einige der seltensten Federn der Welt.«

»Und wo kriegst du die her?«

»Es gibt im Netz eine kleine Gemeinschaft von uns, die wir solche Fliegen binden«, antwortete er.

»*Fischt* ihr denn auch mit diesen Dingen?«, fragte ich.

»Nein, eher nicht. Die meisten, die so was binden, haben gar keine Ahnung vom Fischen. Das ist mehr eine Kunstform.«

Wir bewegten uns weiter stromaufwärts und hielten uns dabei geduckt, da wir uns einem fischreich wirkenden Bachabschnitt näherten.

Das war ein seltsames Hobby, fand ich: Seltene Federn aufzutreiben, um damit eine Fliege zu binden, die man gar nicht zu werfen wusste.

»Also, wenn du das schon seltsam findest, solltest du dich mal ein bisschen mit diesem Edwin Rist beschäftigen! Das ist einer der besten Fliegenbinder der Welt. Er ist sogar ins britische Naturkundemuseum eingebrochen, um Vögel für diese Fliegen zu beschaffen.«

Ich weiß nicht, ob es Rists viktorianisch klingender Vorname war, die schiere Befremdlichkeit dieser Geschichte oder der Umstand, dass ich meinem Leben damals dringend eine neue Richtung geben musste – jedenfalls war ich binnen kürzester Zeit von diesem Verbrechen geradezu besessen. Den restlichen Nachmittag konnte ich, während Spencer sein Bestes gab, um mir zu Angelerfolgen zu verhelfen, an nichts anderes mehr denken und wollte nur noch erfahren, was in jener Nacht in Tring geschehen war.

Doch je mehr ich darüber herausfand, desto rätselhafter wurde das Ganze – und umso mehr drängte es mich, dieses Rätsel zu lösen. Ich ahnte noch nicht, dass mich mein Gerechtigkeitsstreben tief in den Feder-Untergrund hineinführen würde, eine Welt voller fanatischer Fliegenbinder und Federdealer, Kokser und Großwildjäger, zwielichtiger Zahnärzte und Kriminalpolizisten a.D. Aus all den Lügen und Drohungen, Gerüchten und Halbwahrheiten, Enthüllungen und Frustrationen lernte ich etwas über die teuflische Beziehung zwischen Mensch und Natur und das unerbittliche Verlangen des Menschen, ihre Schönheiten in Besitz zu nehmen, koste es, was es wolle.

Fünf aufreibende Jahre sollten vergehen, bis ich endlich herausfand, was mit den aus Tring verschwundenen Vögeln geschehen war.